

Unterhaltungs-Beilage

des Wiesbadener Tagblatts

Nr. 272.

Montag, 19. November.

1928.

Fritz, das Verwandlungswunder.

(8. Fortsetzung.)

Roman eines seltsamen Lebens.

(Nachdruck verboten.)

Von Felix Neumann.

„Als meine Mutter sehr leidend war, wurde ihr der Rat gegeben, sie solle zu Ihnen nach Berlin fahren. — Es fehlten ihr die Mittel, und — es — war — wohl — auch schon zu spät! Wenige Wochen darauf starb sie!“

Teilnahmsvoll fragte der Doktor: „Sie stehen allein in der Welt?“

„Ja —!“

Gottorp wiegte das Haupt.

„Oh — ein solcher Kampf ist schwer! Und — warum wählten Sie gerade diesen Beruf —?“

Er lächelte und strich sich über die Stirn: „Aber — was frage ich so töricht! Bei Ihrer Begabung!“

Und es wurde, nachdem die erste Befangenheit überwunden war, ein schöner Abend.

Die Gruppen an den Tischen wechselten, und Fritz hatte Gelegenheit, einflussreiche und interessante Persönlichkeiten kennen zu lernen.

Bei diesem fröhlichen Durcheinander kreuzte Sendrezki mehr als einmal Gottorps Weg.

Und jedesmal bemerkte Fritz, wie dieses klugen Mannes Augen forschend und voller Teilnahme auf ihm ruhten.

Aus diesem Blicke sprach: Ich möchte dich näher kennen lernen, ich habe den Wunsch, dein Leben, das gewiß nicht über Rosen ging, in seinen Einzelheiten zu ergründen!

Und es war ein eigentümlicher Umstand, daß der junge Künstler seinem neuen Bekannten das gleiche Empfinden entgegenbrachte.

Fritz Sendrezki spürte ein seltsames Gefühl, wenn Professor Gottorp zu ihm herüberschaute. Er stand wie unter einem Bann, der aber nichts Beklemmendes, Unheimliches an sich hatte.

Er wurde an seinen Vater in jüngeren Jahren erinnert.

Wie lange war das her, als seine Hand das Kinn seines Kindes zu sich emporhob und ihm prüfend in die Augen blickte?

Das war damals, als die erste hoffnungslose Liebe das jugendliche Herz aufwühlte, und des Vaters Auge diesen Zustand, so sehr er auch verheimlicht wurde, erkannte.

Auch dieser Professor hatte etwas in seinem Blicke, was an mahnende, eindringliche Güte erinnerte.

Was wollte dieser fremde Mensch?

„Ach — vielleicht war alles nur Einbildung!“

Wie töricht, sich solchen Gedanken hinzugeben!

Und Fritz begrüßte es freudig, als Hella Adolft ihn aus seinen grüblerischen Gedanken riß.

„Spielen Sie Tennis, Herr Sendrezki?“

Der wehrte ab.

„Ein wenig, gnädiges Fräulein, aber nicht gut genug, um mich mit Ihnen zu messen. Und — wann hätte ich wohl Zeit dazu gehabt?“

„Nun — man kann das Versäumte nachholen! Ich lade Sie auf unseren Klubplatz in Wilmersdorf ein.“

Vielleicht kommen noch einige schöne Herbsttage, bis es mit dem Spiel im Freien aus ist!“

Wie aus der Erde gewachsen stand Mary zwischen den beiden.

Wieder lag dieses kalte, mokante Lächeln um ihren Mund.

„Werden Sie Fräulein Adolft auch einen Korb geben, wie mir?“

Während Hella an ihrer Handtasche die Schlüssel öffnete, um etwas herauszunehmen, flog blitzschnell ein Blick aus Marys Augen zu dem jungen Mädchen hinüber, den Fritz bemerkte.

Etwas wie Abneigung, ja fast wie Haß lag darin. Dann aber fand sich Miß Longworth wieder, und das Antlitz war kühl und eben wie sonst.

Hella blickte unbefangen auf.

„Einen Korb? Ihnen hat Herr Sendrezki einen Korb gegeben?“

Schelmisch triumphierend klang die Stimme.

Fritz zuckte lachend die Schultern: „Es war nicht böse gemeint. Fräulein Longworth sprach zu mir von den mutmaßlichen Aussichten für Amerika. Da aber wage ich mich in aller Bescheidenheit noch nicht hin!“ Diese harmlose Erklärung rettete die Lage.

Aber der junge Künstler erkannte, daß von diesem Augenblick an sich zwischen den beiden jungen Damen das drohende Gespenst der Eifersucht schob.

Man rüstete zum Aufbruch!

Eine allgemeine Unruhe flutete durch den Raum.

Herrn und Frau Adolfts Bemühungen, die Gäste noch zu halten, waren mehr höflicher Natur, denn es war schon sehr spät geworden.

Mary reichte Sendrezki die Hand.

„Wundern Sie sich nicht, wenn Sie eines Tages Besuch erhalten. Und wenn Brown kommen sollte, seien Sie nicht unhöflich zu ihm. Der Mann ist allmächtig —“

Hella erhielt nur eine Fingerpiße und ein flüchtiges steifes Lächeln.

Im Gedränge der Garderobe trat Professor Gottorp an Fritz heran.

„Ihre Wohnung liegt an dem Wege, den mein Auto nimmt. Darf ich Sie mitnehmen?“

Sendrezki erschrak, als er die Stimme hörte.

Fast hatte er schon die Eindrücke des Abends vergessen, nun wurden sie wieder wach.

Schon lag irgendeine törichte Ausrufe ihm auf der Zunge, dann aber siegte die Sympathie für diesen Herrn, und er nahm dankend an.

An der Bordschwelle stand neben dem sechsstigen geschlossenen Wagen der Chauffeur und grüßte militärisch. „Fahren Herr Professor selbst —?“

Der lehnte ab und nannte Sendrezkis Adresse.

Nun saßen sie beide in den weichen Sitzen, und die Deckenbeleuchtung warf ihr helles Licht durch den ganzen Raum.

Der Wagen sprang mit leichtem Ruck an und setzte davon.

Für einen Augenblick schloß Fritz die Augen.

Wie herrlich diese Fahrt!

Anstatt in eine Elektrische zu drängen, oder den riesenden Autobus zu benutzen, führte ihn die Freundlichkeit eines fremden Herrn zu seinem Heim!

Ein bitteres Lachen wollte in ihm aufsteigen, aber er unterdrückte es. Konnte man diese Berliner Mietstube ein Heim nennen?

Ein Absteigequartier war es, mehr nicht!

Gewiß, die Verhältnisse im Elternhause waren nie läppig gewesen.

Aber an jedem der alten Mahagonistüde, die nun in alle Winde gingen, haftete eine liebe Erinnerung. Die Uhren schlugen frohe und ernste Stunden.

Aberall seelische Verbindungen traulich wehmütiger Natur.

Diese Riesenstadt zermalmt zwischen ihren gierigen Zähnen jeden, der sich übertriebener Sentimentalität hingab!

Der heutige Abend bescherte ihm einen großen Erfolg!

Vielleicht wurde bald alles anders.

Er konnte sich ein Quartier wählen, das ihm gefiel.

Freilich, fremd würde es ihn auf seinen Wanderfahrten immer anmuten.

Er schreckte aus seinen Gedanken empor.

Eine Hand berührte seine Knie.

Gottorp zog die leichte Kamelhaardecke höher hinauf und breitete sie vorsorglich über seinen Gast.

„Wie liebenswürdig, Herr Professor! Ich — friere nicht!“

„Aber Sie sind erschöpft! Das merke ich Ihnen an. Da genügt schon eine leichte Erkältung —“

Wieder schwiegen sie eine Weile.

Wie ein Blitz schoß der Wagen um die Ecken.

Anderer Gefährte kamen entgegen und huschten wie Gespenster vorüber. Die Elektrische rasselte quietschend vorbei.

Dieser ganze Lärm, der Fritz roh und sinnlos dünkte, drang nur gedämpft in die kleine Welt des Luxusgefährtes, das den Künstler nach Hause brachte.

In dieser geborgenen Abgeschlossenheit, in der Nähe dieses Mannes, der einen seltsamen Einfluß auszuüben verstand, kam es Fritz zum Bewußtsein, was er an Aufregungen und Anstrengungen in der verflohenen Woche durchmachte.

Es war die Reaktion, die Besitz von dem jungen, noch nicht gestählten Körper ergriff, weil der Geist müde war.

Professor Gottorp sprach nach einer Weile: „Morgen müssen Sie erst einmal tüchtig ausruhen! Mir scheint, daß Sie hin und wieder meines Rates bedürfen werden, der Ihnen jederzeit zur Verfügung steht —“

Der Wagen hielt. Der Lenker sprang von seinem Sitz und öffnete den Schlag.

Man befand sich am Ziel.

Fritz Sendrezki's Traumfahrt war zu Ende.

Er suchte hastig in der Tasche nach einem Geldstück, um es dem Chauffeur zu reichen, aber Gottorp lehnte lächelnd ab.

„Lassen Sie das, lieber Freund! Auf baldiges Wiedersehen!“

Erst als der Jüngling die Haustür hinter sich geschlossen und die Nachtbeleuchtung eingeschaltet hatte, fuhr der Professor weiter.

Solange wartete er.

Oben im Zimmer ließ sich Fritz in den nächsten Sessel fallen, ohne den Mantel abzulegen.

So saß er eine ganze Weile. Alle Erlebnisse dieses Abends fluteten in eindringlicher Weise wie die Bilder im Lichtspiel an ihm vorüber.

Er sah sich auf der Bühne, er hörte den Beifall der Menge.

Dazwischen tauchte Marys Antlitz auf, und ihre Augen forschten in den Zügen des jungen Mannes, an den sie ihr Herz verlor.

Im Bureau des Direktors gratulierte man ihm.

War nicht alles über Erwarten gut gegangen?

Warum kam plötzlich diese Stimmung über ihn,

diese unerklärlich weiche Müdigkeit, die er sich nicht zu erklären vermochte.

Und dann trat Professor Gottorp in seinen Kreis.

Wie sagte Adolphi, als er den Doktor vorstellte: „Für uns Männer hat er nicht viel übrig, aber — den Frauen, denen steht er bis auf den Grund der Seele.“

Das ist sein Beruf, die können ihm nichts vormachen!“

In der Tat ging von Gottorp ein merkwürdiger Zauber aus.

Etwas Bezwingendes lag in der Stimme, etwas Beherrschendes im Blick der Augen.

War es ein Wunder, daß diesem Manne die Patientinnen in Scharen zuströmten?

Und der Traumgott schlug seinen Schleier um Fritz Sendrezki und hüllte ihn in ein süßes Vergessen der Alltagsdinge ein.

Er saß im Auto des berühmten Arztes, und sie fuhren zusammen durch erleuchtete Straßen, dann wurde es immer dunkler, bis der letzte Schein erlosch.

Welchem Ziele jagten sie entgegen?

Etwas wie Grauen vor dem Unbekannten wollte ihn packen, da sagte Gottorp freundlich: „Ich stehe Ihnen jederzeit zur Verfügung. Sie bedürfen der Ruhe. Schlafen Sie!“

Und seine Hand zog die Wagendecke sorgsam über die Knie seines jungen Freundes. (Fortf. folgt.)

Die Gogosbalme.

In ä Blumdohb rekt de Balme

Anne gleene Gogosbalme.

Un die dentt so vor sich hin:

Echentlich hats gar geen Sinn,

Das ich draurich hier in Sachsen

Mich so schinde mitn Wachsen.

Sättreng' ich mich ooch noch so an,

Risse wärn' ig doch nich dran.

Das gibbts Klima hier nich här.

Also wachs' ich ooch nich währ. —

Druff, zu enden ihre Bein,

Ging de gleene Balme ein. Gene Boigt.

Verdacht.

Von Walter Jollin.

Mein Vater hatte früher die Gevlogenheit, jedesmal, wenn er abends spät aus einem Vortrag oder einer abendlichen Veranstaltung nach Hause kam, bevor er ins Bett ging, sich durch das Lesen von irgend einer uninteressanten Lektüre zur Nachtruhe zu bringen. Gewöhnlich war die ganze Familie schon im Bett. — Der Vater setzte sich dann in seinen großen, behaglichen Lehnstuhl, ein altes, ehrwürdiges Familienerbstück. Meistens schon nach zehn Minuten stellte sich dann die erwünschte Müdigkeit ein. Noch ehe er seine Lektüre zur Seite legte, ting er das Geschäft des Ausziehens an. Der Kragen wurde abgeknöpft, die Krawatte ausgezogen usw. — Sehr oft kam es dann vor, daß er so müde war, daß er seine sieben Sachen nicht mehr ins Schlafzimmer brachte, sondern einfach ins Badezimmer auf den Toiletentisch legte, wo er gewöhnlich vor dem Schlafengehen seine letzte Station machte. — Am nächsten Morgen mußten dann die Mutter oder die Aufwartefrau die Garderobe wieder ordnen. — Einmal hatte der Vater eine Theatervorstellung besucht, „Die Meisterfinger von Nürnberg“. Diese Vorstellung, die sich sehr in die Länge zog, war erst gegen zwölf Uhr nachts zu Ende. Nachdem der Vater nach Hause gekommen war, setzte er sich nach seiner alten Gewohnheit in den Lehnstuhl, um sich seinen aufgeregten Kopf zu beruhigen, in dem es noch durcheinander wimmelte von der wagnerischen Musik und den Gesängen der Lehrbuben, den Meistern, der Eva und des Stolzinger. — Doch war er so übermüdet, daß er bald auf seinem Sessel sanft einnickte. Als der Vater gegen Mitternacht erwachte, zog er sich schlaftrunken aus, brachte die Kleider noch ins Badezimmer und ging schnell ins Bett. — Am nächsten Morgen, als unsere Mutter und die Aufwartefrau Ordnung schafften und jedes Ding an seinen Platz legten, fehlte des Vaters Krawattenadel, ein altes Erbstück der Familie, ein Sufeisen, reich mit Perlen und Brillanten besetzt. Als der Vater das hörte, fuhr er in seinem Bette in die Höhe und behauptete, er wisse genau, daß er die Nadel beim Ausziehen aus der Krawatte gezogen habe, und sie bestimmt auf den Toiletten-

tisch im Badezimmer zur Krawatte gelegt hätte. — Es wurde gesucht, gesucht und gesucht. Vaters ganzes Zimmer umgedreht, die Teppiche geklopft, der Korridor bis in die letzten Ritze abgeleuchtet, das Badezimmer auf den Kopf gestellt, die Nadel war und blieb spurlos verschwunden.

Ich, damals noch ein Knabe von etwa zwölf Jahren, wurde in strenges Verhör gezogen, ob ich vielleicht die Nadel aus Scherz weggenommen hätte, um sie den Knaben gegen etwas anderes einzuhandeln. Es wurde mir der Wert des Objektes klar gemacht und sogar eine Belohnung versprochen, wenn ich es wieder hergeben würde. — Aber alles war nutzlos. Ich hatte die Nadel weder gesehen noch fortgenommen. So blieb, als einzige verdächtige Person, unsere Aufwarterin. Zwar war sie schon längere Zeit in unseren Diensten und war sonst ehrlich. Aber bei dem Verlust der Nadel fiel uns so manches ein, was an Kleinigkeiten, denen man abfolgt keine Beachtung geschenkt hatte, schon verschwunden war. Oftmals fehlten ein paar Zigarren, eine Kerze oder Feuerzeug, auch war schon einmal ein Stück Seife verschwunden. Die Mutter hatte immer darüber hinweggesehen und nie eine genaue Untersuchung angestellt. Jetzt war es ihr aber nicht einerlei und sie fragte die Aufwarterin, ob sie die Nadel nicht gesehen oder fortgenommen hätte. Die Frau wies natürlich die Zumutung entrüstet zurück. Sie blieb allerdings noch einige Zeit in unseren Diensten, war aber sehr merkwürdig im Benehmen und blieb dann eines Tages ganz ohne Entschuldigung fort. Unser Verdacht, daß sie die Nadel genommen habe, blieb bestehen und wurde sogar noch verstärkt, als der Vater einmal zufällig am Versakamt vorbei kam und unsere frühere Aufwarterin auf der Schwelle des Hauses erschien. Mit hochrotem Kopf und ohne zu grüßen, machte sie sich davon. Mein Vater hat seit dem Verlust der Nadel seine sieben Sachen nie wieder ins Badezimmer gelegt. Es schmerzte ihn der Verlust der alten Nadel sehr, nicht ihres Geldwertes wegen, sondern weil sie ein altes Familienerbstück war.

Zwanzig Jahre später. Vater und Mutter waren schon längst in die Ewigkeit hinübergewandert. Mir wurde zu dem ererbten Hausrat auch der alte Lehnstuhl zuteil. Er wurde hoch in Ehren gehalten von mir. Erstens, weil es Vaters Lieblingsplatzchen war, und zweitens war es wirklich ein schönes, antikes Möbel. Eines Tages besuchte mich ein Jugendfreund. Wir tauschten alte Erinnerungen aus und begossen sie mit ein paar Maßchen gutem Rauschling. Ich bot meinem alten Freunde den bequemen Lehnstuhl an, den er unheimlich solid und gemütlich fand. Gegen Mitternacht wurde meines Freundes Stimmung immer rosigter, er meinte, in dem Stuhl sitze man so sicher und gemütlich, wie in Abrahams Schoß. Er stand auf, konnte sich aber nicht mehr recht auf den Beinen halten und plumpste von der Höhe mit seinem ganzen Gewicht (250 Pfund) in den alten Lehnstuhl zurück und fiel unten durch. Nun machte er ein fürchtbar dummes Gesicht und ich muß auch nicht gerade sehr geistreich ausgesehen haben, denn er rief noch am Boden, in den Trümmern meines alten Großvaterstuhls: „Ich besahe die Reparatur.“ Beinahe hätte ich einen Hebekran oder Flaschenzug gebraucht, um meinen dicken Freund aus seiner peinlichen Lage zu befreien.

Wierzehn Tage nach diesem unrühmlichen Zusammenbruch ließ ich den Tapezierer kommen. Mein Freund und ich hatten inzwischen einen modernen Gobelinstoff ausgesucht und gekauft. So sollte der alte, ehrwürdige Sessel, der wahrscheinlich ohne den sonderbaren Sündenfall meines Freundes noch viele Jahre unverändert mein treuer Gefährte gewesen wäre, aus den Trümmern zu neuem Glanze erstehen. Der Tapezierer war da. Es dauerte einige Zeit, bis er das alte Brat auseinandergenommen hatte.

Plötzlich klopfte es an meiner Zimmertür. Auf der Schwelle erschien Meister Winkelmann, der Tapezierer, und sagte: „Hier, Herr Direktor, habe ich ein Schmutzstück gefunden, hat das vielleicht der Herr verloren, der den Sessel eingedrückt hat?“ Ich stand wie vom Blitz erschlagen, kaum eines Wortes mächtig. Der Tapezierermeister hielt meines seligen Vaters Krawattennadel in der Hand, das Sufeisen mit Perlen und Brillanten verziert. Mit einem Male ging mir ein Licht auf, ich sah den Zusammenhang von damals genau vor mir. Der Vater war müde gewesen, hatte sich auf dem Lehnstuhl die Krawatte mit der Nadel ausgezogen, und weil er nicht mehr ganz wach war, war ihm die Nadel zwischen die Sesselbeiden des Lehnstuhls gerutscht und hatte sich dort zu diesem Dornröschenschlaf vertrocknet. Beim Hinausgehen und die Kleider ins Badezimmer legen, hatte er nicht bemerkt, daß die Krawattennadel nicht mehr dabei war. So entstand der ungerechte Verdacht gegen die Aufwarterin. Ich sehe plötzlich wieder das krebsrote Gesicht der Frau vor mir, als die Mutter sie nach der Nadel fragte, und es tut mir in der Seele leid, daß wir die vielen Jahre glaubten, die Aufwarterin hätte die Nadel fortgenommen.

Ich wollte sie auch sogleich rehabilitieren und sandte einen Entschuldigungsbrief an sie. Leider kam der Brief

zurück mit dem Vermerk: Adressat verstorben. Was konnte ich da noch machen, als ihr nur im stillen abtöten.

Ein Gutes hat das Verschwinden der Nadel gehabt. Während des Weltkrieges, als alles Bargeld knapp geworden war und man sämtliche Juwelen zu Geld machte, hätte auch vielleicht ihre letzte Stunde geschlagen. So blieb die kostbare Nadel gnädig verschont und wenn ich sie heute trage, heimse ich manches Kompliment über die Schönheit des antiken Stückes ein.

Spinnkunst im Wasser.

Von Dr. Hans Friedrich.

Als die Menschen darangingen, Gewebe herzustellen, hatten sie schon unter den Tieren viele Vorgänger. Die kunstvollen Nester zahlreicher Vögel, die zähen Puppenwiegen mancher Raupfalter, die zierlichen Netze der Spinnen geben uns bei Spaziergängen oft genug Gelegenheit zur Bewunderung. Die Spinnkunst ist nicht nur auf dem Lande daheim. Die Wassertiere, in deren Lebensgeschichte sie ebenfalls eine hochbedeutende Rolle spielt, dürften den meisten Naturfreunden aber weniger bekannt sein, so daß es wohl lohnt, sich mit ihnen ein wenig näher zu beschäftigen.

Ein Spinnkünstler von hohen Graden ist unser heimischer pechschwarzer Kolbenwasserkäfer. Sein Weibchen stellt für die Nachkommenschaft eine merkwürdige Wiege her. Wenn es sein Werk beginnt, legt es sich an der Oberfläche des Wassers unter ein schwimmendes Blatt und spindelt es mit den kolbenförmigen Vorderfüßen an seinen Bauch. Aus vier Röhren, von denen zwei länger als die beiden anderen aus dem Hinterleibe herausragen, treten nun weiche Fäden, ähnlich wie aus den Spinnbrühen einer Raupe. Der Käfer bewegt die Spitze des Leibes hin und her und versertigt so aus den Fäden ein Gespinnst, das den ganzen Bauch überzieht. Ist es vollendet, dreht er sich um und läßt sein Werk auf den Rücken. Dann spinnt er emsig ein zweites, ganz gleiches, und heftet es an den Seiten mit dem ersten zusammen. So wird es ein offener Saß. Ist er mit Eiern gefüllt, packen ihn die Hinterbeine des Käfers. Fäden auf Fäden spinnt er, bis die eng gewundene Öffnung einen wulstigen Saum bekommt. Darauf entsteht durch Fäden quer auf und ab eine Art Deckel. Dieser wird noch mit einer Spitze gekrönt, die wie ein Hörnchen aussieht. Vier bis fünf Stunden dauert es, dann ist das Werk fertig, ein kleiner, dem Wasser trefflich angepasster Kahn. Wenn die Wellen ihn auch einmal umwerfen, richtet er sich doch gleich von selbst wieder auf, mit dem schlauchartigen Ende nach oben, weil hinten die Eier liegen und sich vorn nur Luft befindet. Oft ist das Gewebe mit Pflanzenteilen so dicht bedeckt, daß es schon dadurch vor jedem Angriff aufs Beste verborgen bleibt.

Auf eine andere Gruppe spinnender Wasserinsekten, auf die sonderbaren Larven der Röhrenjungfern oder Sprockwürmer brauchen wir hier nicht so genau einzugehen, da sie wohl schon jedem Naturfreunde zu Gesicht gekommen sind. Nur die Vielseitigkeit der Baustoffe dieser schützenden, durch ein Gespinnst miteinander verbundenen Röhrenwohnungen sei in Erinnerung gerufen. Steinchen, Pflanzenteile, kleine Schnecken und winzige Muscheln finden je nach Art und Gelegenheit Verwendung.

Sorge für die Nachkommenschaft macht auch einen in unseren Gewässern und Aquarien häufigen kleinen Fisch, den Stacheling oder Stachelhütel zum Spinnkünstler. Während der Laichzeit bilden sich in den Nieren des Männchens große Mengen eines zähen Schleimes. Er wird aus dem Körper im halbflüssigen Zustande herausgepreßt und zum Zusammenkleben von Sand, Steinen, Stengelstücken und Wurzeln sowie zum Umspinnen des aus diesen Stoffen gebildeten Nestes verwendet. Der Bau befindet sich entweder am Grunde des Wassers, häufig halb im Sande vergraben, oder er schwebt frei zwischen den Sumpfpflanzen. Das Heranschaffen der Baustoffe nimmt etwa vier Stunden in Anspruch. Der vollständige Ausbau dauert jedoch mehrere Tage. Anfangs führt nur eine Öffnung in das Nest. Mit allen möglichen Schwimmspielen wird in sie ein Weibchen hineingeleitet. Dabei schillert der Körper des Männchens in den schönsten Farben. Das Weibchen ziert sich zuerst ein wenig, dann legt es einige Eier in das Nest. Nun stellt das Männchen dem Eingang gegenüber eine zweite Öffnung her, damit die Eier frisches Wasser bekommen. Aber es ist noch nicht zufrieden und müht sich um jedes Weibchen in der Nähe, damit es das Nest auch noch mit Eiern versorgt. Ist dieses gefüllt, so hält das Männchen treulich bei ihm Wache und schützt auch die ausschlüpfende Brut. Der kleine, kampflustige, gut bewehrte und sehr bewegliche Fisch ist dann auch für größere Angreifer ein nicht zu verachtender Gegner.

Jedem, der einmal der reichen Tierwelt in Teichen und Sümpfen seine Aufmerksamkeit zugewendet hat, werden bereits die glockenähnlichen Nester unserer Wasserwinne ins

Auge gefallen sein. Das Tier selbst ist durch die Luftschicht merkwürdig, die wie eine Quecksilberblase den braunen Leib umgibt. Die Sommerester sind viel dünner als die Winterester. Diese hängen in der Größe eines halben Taubeneyes, mit unregelmäßigen Fäden befestigt, an den Stengeln der Wasserpflanzen. Den Kopf nach oben und die Beine an den Körper gezogen, verbringt die Spinne in dieser weich ausgepölkerten, luftgefüllten Taucherglocke die rauhe Jahreszeit. Oft wird das Nest auch in einem leeren Schneckenhause angelegt, bei dem dann nur die Öffnung verschlossen zu werden braucht. Das erspart Zeit und Mühe.

Auch bei den Meerestieren steht die Spinnkunst in Ehren. Eine Bewohnerin der Nordsee, die Klaffende Feilenmuschel, verbindet durch ihre Bissfäden Steine, Muschelschalen und dergleichen zu einem festen Gerüst, das ihren dünnen, auf der Bauchseite stark klaffenden Schalen Schutz gewährt. Innen kleidet sie die Wohnung mit einem feinen Gespinste aus.

Im Sargassomeer zwischen den Kanarischen Inseln und Westindien, das seinen Namen nach den hier vorkommenden riesigen Massen schwimmenden Seetangs trägt, lebt eine kleine, nur sechs Millimeter große Schnecke. Sie ist den jedem Sammler bekannten Schnauzen-Nadelschnecken, den Cerithien, nahe verwandt. Ihr Gehäuse ist braun, länglich kegelförmig. Sie wurde erst 1829 entdeckt. Ihr wissenschaftlicher Name ist *Pittiova*. Einen deutschen beist sie nicht, wie so viele selteneren Arten.

Diese kleine Schnecke wird zwischen dem Seetang ihres Heimatmeeres geboren und verläßt niemals seine wellenbewegten Wälder. Der Fuß des Tieres ist schmal und kurz, daher liegt die Gefahr nahe, daß die Schnecken von ihrem Sitze abgeschwennt werden. Aber da ist Abhilfe getroffen. Den ersten Forschern erschien das Benehmen der *Pittiova* wie ein Wunder. Sie konnten fast glauben, eine Spinne vor sich zu haben.

Aus ihrem Fuß schweben diese Schnecken einen klebrigen Faden aus. Werden sie durch das Wasser von der Alge, auf der sie sitzen, losgerissen, so benutzen sie ihn, um der Tiefe zu entgehen, die sie verschlingen will. An ihm steigen sie wieder empor und kehren so wohlbehalten wieder an den gebiedten Tisch zurück. Aber noch mehr. Bietet ihnen der alte Platz nichts Verlockendes und möchten sie sich einen neuen suchen, so lösen sie fein säuberlich den haltenden Faden ab und knüpfen ihn an einer günstigeren Stelle wieder an.

In den tieffschlammigen, fortwährenden Überschwemmungen ausgelegten Niederungen an der Meeresküste des tropischen Amerika bildet der Mangrovebaum dichte Wälder, die nur durchdringlich sind, weil seine nebförmig ausgebreiteten Stützwurzeln über dem Wasserpiegel hervorragen und so den Reisenden beim Überklettern Halt gewähren. Auch eine Schnecke benutzt ihn, die Gestukte Schnauzen-Nadelschnecke. Sie ist kein eigentliches Meerestier und hängt sich an den Wurzeln fest, damit sie nicht in den Ozean hinausgetrieben wird.

Auch unsere heimische Quellen-Blasenschnecke fertigt sich ein Seil. Sie befestigt es an der Oberfläche des Wassers und steigt wie eine Spinne an ihm in die Tiefe hinab.

Diese wenigen Beispiele zeigen uns, daß die Spinnkunst im Wasser den verschiedensten Zwecken, dem Wohnungsbau, der Nachkommenschaft, dem Saften am Fleck und der Fortbewegung dient.

Welt u. Wissen

Naturgeschichte des Geldbeutels. Es ist eine leider zu oft recht schmerzlich empfundene Tatsache, daß Geld die Welt regiert. Wenn sein Besitzer auch manche Sorgen hat, so ist doch jeder gern bereit, diese zu übernehmen. Schon der Mensch der Bronzezeit hatte Sorge mit der Aufbewahrung des Geldes. Zur Sicherheit trug er es immer bei sich. Sein Portemonnaie war der Arm, denn das Geld jener Zeit ist der Metalldraht gewesen, den man um den Arm gewunden hatte. Er war Geld und Schmuck zu gleicher Zeit. Die Gold- und Bronzespiralen aus den germanischen Depotfunden und die in Cyprien gefundenen Kupferspiralen sind als Geld zu deuten. Den Gelddraht hat man aus dünngehämmertem Blech geschnitten, und Stüchlein, die man abbrach, waren das Kleingeld. Aus der Spirale entstand der Ring, und vor der Münze in der jetzigen Form war Ringgeld lange Zeit im Gebrauch. Auf ägyptischen Grabmalereien des 15. Jahrhunderts ist die Herstellung und das Abwiegen der Geldringe dargestellt. In Kleinasien waren sie zu Samurabis Zeiten im Gebrauch und bei den Germanen in der Bronzezeit. Wenn die großen Ringe auch als Schmuck dienten, so können die Kleinen nur Geld gewesen sein;

sie standen hinsichtlich Größe und Schwere stets in einem bestimmten Verhältnis zueinander. Man zog sie auf eine Schnur, Sehne oder einen Riemen und hing sie um den Hals. Das war ein bequemes Portemonnaie. Es war aber oft un bequem, den festgeschürzten Knoten zu öffnen. Da erfand ein kluger Kopf einen einfachen und praktischen Verschluss: ein kräftiger Bronzebraut wurde kreisförmig gebogen und die beiden Enden mit Haken und Dese versehen, die man jederzeit bequem öffnen konnte. Solche Sammelringe für Kleingeld hat man in Ägypten, Cypern und auch in den Schweizer Pfahlbauten gefunden. Belgische, rumänische und chinesische Stücke der Gegenwart haben noch heute ein Loch in der Mitte, damit man sie bequem auf eine Schnur auffädeln kann. Nachdem man um 600 v. Chr. zuerst in Kleinasien Geld in Münzenform erfunden hatte, konnte man die Sammelringe dafür nicht brauchen, und der Geldbeutel wurde Mode. Die Griechen und Römer hatten Geldbeutel in allen möglichen Größen und Formen. Niemals fehlt der Geldbeutel auf den Standbildern des Merkur, des Handelsgottes. Da hatte er oben eine Schnur zum Zusammenziehen und war oft mit Troddeln und Quasten verziert. Ein größerer Geldbeutel aus Leinen hieß *Sacculus*, während die *Bulga*, ein kleines ledernes Säckchen, am Arme getragen wurde. Auch eine leberne Geldtasche, am Riemen um den Hals gebäut, sah man oft. Bei Plautus befehlt *Bellio* dem Sklaven, vor ihm herzugeben, damit er die *Grumena*, die jener auf dem Rücken trug, im Auge behalten könne, denn sie war mit gewichtigen Mengen Kupfergeld gefüllt. Auch kleine Geldtaschen aus Dachsfell waren beliebt. Der reisende Kaufmann des Mittelalters trug sein Geld in einem Gürtel aus Raskensell, daher der Name Geldtase; sie war bis in das 19. Jahrhundert hinein im Gebrauch. Oft ersetzte man sie durch eine grobe, kräftige Lederklapptasche, dem Vorläufer unseres heutigen Portemonnaies. An einem Riemen trug man sie um den Leib geschlungen unter der Jacke. Da die Tasche stets fest verschlossen war, konnten Taschendiebe nicht hineingreifen, aber geschickte „Beutelschneider“ wußten den Riemen so gewandt zu durchschneiden, daß der Bestohlene es erst merkte, wenn der Dieb längst im Gedränge verschwunden war. Sehr gern machte man Geldtaschen aus Maulwurfsfell, weil man glaubte, dieses könne Geld anlocken, zusammenfassen, besonders wenn die Pfoten daran blieben. Im 18. Jahrhundert erfand man in Frankreich das Faltenportemonnaie mit Metallbügeln und Metallverschluss; es wurde besonders von eleganten Damen getragen und war oft mit reich gravierten Metallplatten und Goldstickereien verziert.

* Die „Kaiserin der Sahara“ prozessiert um die Erbschaft. Der fast schon vergessene Name Jacques Lebaudus, des seinerzeit vielgenannten millionenschweren französischen „Zuckerfieders“, der sich eines Tages aus eigener Machtvollkommenheit zum Kaiser der Sahara proklamierte und dann unter geheimnisvollen Umständen aus dem Leben schied, bildet heute wieder das Tagesgespräch der Pariser Gesellschaft. Die „Kaiserin“, seine illegitime Gattin, und die „Prinzessin“, seine nicht minder illegitime Tochter, erheben nun Anspruch auf die Hinterlassenschaft des „Kaisers“ und Zuckerfieders, die auf 100 Millionen Franken geschätzt wird. Am 11. Januar 1919 begab sich Lebaudus zu einer wichtigen Aussprache in die Wohnung von Frau Marguerite Pélidres, einer Pariser Künstlerin, mit der Lebaudus seit Jahren ein Verhältnis unterhielt, dem ein Töchterchen namens Jaqueline entsprossen war. Das Paar mit den hochfliegenden afrikanischen Herrscherträumen kam bei dieser Gelegenheit überein, sich in freundschaftlicher Weise zu trennen. Das Kind sollte der Mutter bleiben. Die Unterredung hatte aber ein tragisches Nachspiel. Der „Kaiser der Sahara“ wurde bald darauf durch einen Pistolenschuß getötet, und man stand vor der unlösbaren Frage, ob es sich hier um einen Mord oder Selbstmord handelte. Die Frage blieb ungelöst und auch die Geschworenen des Pariser Schwurgerichtes, vor denen sich Frau Pélidres unter der Anschuldigung des Mordes zu verantworten hatte, vermochten das Geheimnis nicht aufzuklären. Durch den Tod Lebaudus kamen seine Geliebte und seine Tochter in den Besitz eines Teiles des Lebaudus'schen Vermögens. Die legitimen Verwandten des Verstorbenen strengten jedoch die Klage auf Wiederherausgabe der Vermögensteile an, und das angerufene Pariser Gericht entschied auch dahin, daß, da Lebaudus ohne Hinterlassung eines Testaments gestorben sei, kein Teil des Erbes Frau Pélidres, seiner illegitimen Frau, und der dem Verhältnis entsprossenen Tochter zufallen dürfte. Die „Erkaiserin“, die inzwischen eine neue Ehe eingegangen ist und heute Frau Sudreau heißt, gibt aber ihre Sache noch nicht verloren und hat bei der nächsthöheren Instanz Revision eingelegt.